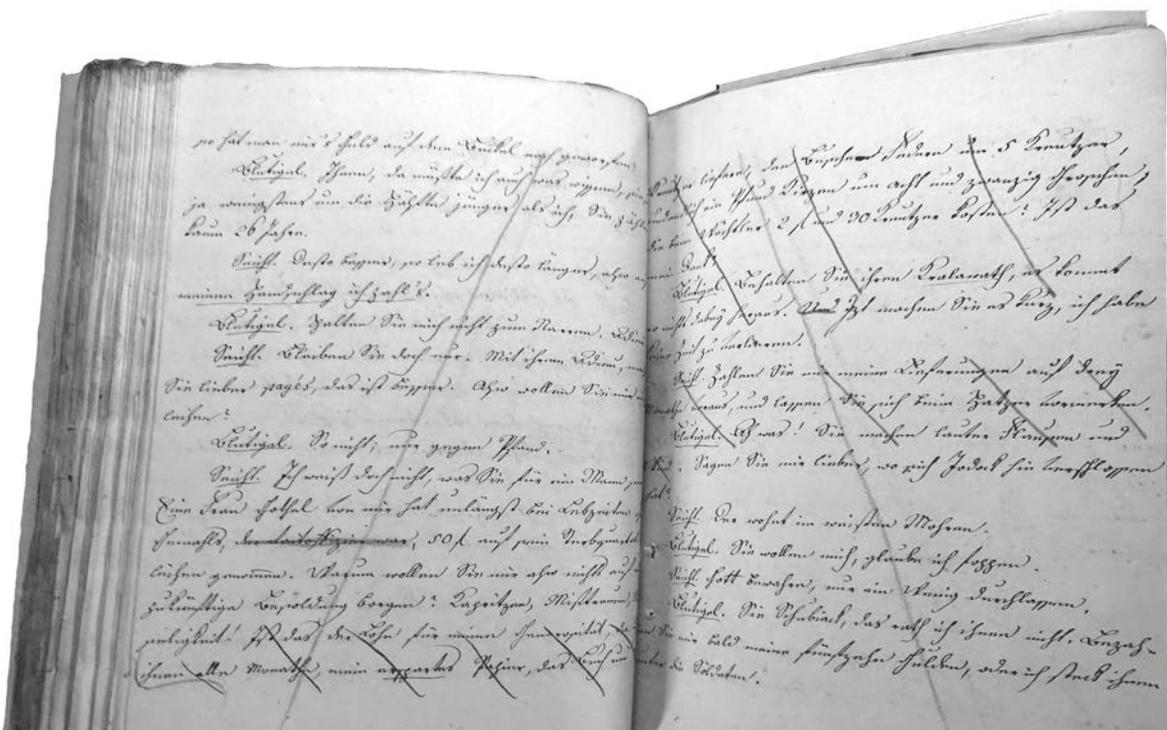


Herausgegeben von Beatrix Müller-Kampel und Marion Linhardt

JAHRGANG 13 (2020)
NUMMER 16

Das Politische, das Korrekte und die Zensur II

Kulturgeschichtliche und kultursoziologische
Perspektiven



Medieninhaber und Verleger

LiTheS. Ein Forschungs-, Dokumentations- und Lehrschwerpunkt
am Institut für Germanistik der Universität Graz
Leitung: Beatrix Müller-Kampel

Herausgeberinnen und Lektorat

Ao. Univ.-Prof. Dr. Beatrix Müller-Kampel
Institut für Germanistik der Universität Graz
Harrachgasse 21 / VI, 8010 Graz
Tel.: ++43 / (0)316 / 380-2453
E-Mail: beatrix.mueller-kampel@uni-graz.at
Fax: ++43 / (0)316 / 380-9761

Prof. Dr. Marion Linhardt
Universität Bayreuth
Sprach- und Literaturwissenschaftliche Fakultät, Gebäude GW I
Universitätsstraße 30, 95447 Bayreuth
E-Mail: marion.linhardt@uni-bayreuth.de

Umschlagbild

Adolf Bäuerle (?): Modeschwindel. Ein lokales Lustspiel in fünf Aufzügen. Handschrift.
Format: 24 x 19,0 cm, 225 Seiten. ÖNB/Sammlung von Handschriften und alten Drucken (Cod. Ser. n. 175 Han). – Vgl. dazu auch: Beatrix Müller-Kampel: »À la mode«. Zu einer soziomoralischen Kategorie der Komödie und der komischen Oper (Wien, 1760er bis 1820er Jahre). In: LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie 9 (2016), Nr. 14: Mode – Geschmack – Distinktion II, S. 43–94: http://lithes.uni-graz.at/lithes/16_14.html

Gestaltung und Satz

mp – design und text / Dr. Margarete Payer
Gartengasse 13, 8010 Graz
Tel.: ++43 / (0) 664 / 32 23 790
E-Mail: margarete.payer@mac.com

© Copyright

»LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie« erscheint halbjährlich im Internet unter der Adresse »<http://lithes.uni-graz.at/lithes.html>«. Ansicht, Download und Ausdruck sind kostenlos. Namentlich gezeichnete Beiträge geben immer die Meinung des Autors oder der Autorin wieder und müssen nicht mit jener der Herausgeberinnen identisch sein. Wenn nicht anders vermerkt, verbleibt das Urheberrecht bei den einzelnen Beiträgern.

Editorische Notiz

LiTheS Nr. 16: *Das Politische, das Korrekte und die Zensur II* präsentiert u. a. die Ergebnisse der im Rahmen der LiTheS-Tagung gleichen Titels im Mai 2017 an der Universität Graz geführten und davon angestoßenen Diskussionen.

Gefördert von der UB Graz / Publikationsservices.

ISSN 2071-6346=LiTheS

Der Laie als Experte seiner selbst, oder: was heißt moralische Selbständigkeit?

Von Georg Kamphausen

„In dieser Gesellschaft ist es dem privaten Individuum überlassen, sein eigener Priester zu sein, [...] aber auch der eigene Dichter, der eigene Philosoph, der eigene König, der eigene Dombaumeister an der Kathedrale seiner Persönlichkeit“. (Carl Schmitt)¹

„Wer will noch regieren? Wer noch gehorchen? Beides ist zu beschwerlich. Kein Hirt und Eine Heerde! Jeder will das Gleiche, Jeder ist gleich: wer anders fühlt, geht freiwillig in's Irrenhaus“. (Friedrich Nietzsche)²

Ohne sein Gegenüber: den Kleriker, gäbe es den Laien nicht. Erst in der Sozialgestalt des Bürgers, mit dem Zauberwort des *sapere aude* zur Emanzipation befreit, vollzieht sich die Verwandlung des Laien in jenes selbstbewusste bürgerliche Subjekt, das sich in zunehmendem Maße zwar nicht mehr den Priestern und Pastoren, wohl aber einer stets wachsenden Schar von Experten gegenüber sieht. Als Wirtschafts- sowie Bildungsbürger und als *citizen* erfährt er sich zugleich als Amateur, Unkundigen, Nichtfachmann und Dilettanten und begreift, wie Georg Simmel in seinen Vorlesungen über Kant geschrieben hat, seine Individualität nicht mehr nur als Freiheit, sondern als eine solche der Einzigkeit und Besonderheit.

Fast unbemerkt und wider alle Erwartung ist der Laie ausgerechnet unter den Bedingungen einer modernen, hoch differenzierten, aber inzwischen weitgehend entbürgerlichten Massengesellschaft zum Experten seiner selbst ernannt worden. Konsumenten, Studienfachwähler, Spiritualitätsbegeisterte und andere von ihrer Eigenkompetenz überzeugte Meinungsinhaber bekennen sich inzwischen selbstbewusst zu den Dogmen der Selbstautorisierung, Selbstbestimmung, Selbstermächtigung, Selbsterhellung, Selbsterkenntnis und Selbstverliebtheit, obwohl oder gerade weil sie jedem philosophischen System abhold sind, alle Ideen für weitgehend überflüssigen Ballast und die bürgerliche Gesellschaft längst nicht mehr für eine diskutierende Klasse halten. Das spätestens seit der Reformation geltende Zeugnis vom „Priestertum aller Gläubigen“: ist es im Untergang der bürgerlichen Gesellschaft endlich zur selbstverständlichen Wahrheit geworden? Das Fragezeichen ist der Ausgangspunkt der nachfolgenden Überlegungen.

- 1 Carl Schmitt: Romantik. In: Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst 22 (1924/25), S. 157–171, hier S. 171.
- 2 Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen. [Bd. 1.] Chemnitz: Schmeitzner 1883, S. 16.





Alexis de Tocqueville hat der Entstehung des Laien im Kontext des modernen Individualismus berechtigt Ausdruck verliehen, und da man das Rad nicht zweimal erfinden muss, möchte ich die für unser Thema wesentlichen Passagen aus seiner *Demokratie in Amerika* (1835)³ hier in Erinnerung rufen (dem heutigen Leser erschließt sich der Sinn des Gesagten leichter, wenn er „demokratisch“ durch „modern“ ersetzt).

„Die im Zeitalter der Gleichheit lebenden Menschen finden sich [...] schwer dazu bereit, den Ort der geistigen Autorität, der sie sich unterwerfen, außerhalb und über der Menschheit zu sehen. Sie suchen die Quellen der Wahrheit gewöhnlich in sich selbst oder in ihresgleichen.“⁴

„Die Gleichheit fördert in jedem Menschen den Wunsch, alles selber zu beurteilen; sie erfüllt ihn durchwegs mit einer Vorliebe für das Greifbare und Wirkliche und mit Geringschätzung für die Überlieferung und die Formen.“⁵

„In den demokratischen Völkern besitzt demnach die Öffentlichkeit eine einzigartige Macht, die sich die aristokratischen Völker nicht einmal vorstellen können. Sie bekehrt zu ihrem Glauben nicht durch Überzeugung, sie zwingt ihn auf und läßt ihn durch eine Art von gewaltigem geistigem Druck auf den Verstand jedes einzelnen in die Gemüter eindringen.“⁶

„Die Menschen, die in demokratischen Völkern Wissenschaft betreiben, [...] mißtrauen den Systemen, sie halten sich gerne eng an die Tatsachen und an deren unmittelbare Beobachtung; da sie sich nicht leicht vom Namen irgendeines Mitmenschen beeindruckt lassen, sind sie nie geneigt, auf das Wort des Meisters zu schwören; man sieht sie im Gegenteil stets damit beschäftigt, die schwache Seite seiner Lehre herauszufinden.“⁷

„Eines der Kennzeichen der demokratischen Zeitalter ist die Vorliebe des Menschen für leichte Erfolge und Genüsse des Augenblicks. Diesen begegnet man im Lebenslauf der Gebildeten wie aller anderen. Die Mehrzahl derer, die in Zeiten der Gleichheit leben, sind von einem zugleich lebhaften und schwächlichen Ehrgeiz erfüllt; sie wollen sogleich große Erfolge erzielen, aber sie möchten sich großer Anstrengungen enthalten. Diese widersprechenden Regungen drängen sie unmittelbar zum Suchen allgemeiner Begriffe, dank derer sie sich einbilden, mit wenig Aufwand weitumfassende Gegenstände zu schildern und die öffentliche Aufmerksamkeit mühelos auf sich zu lenken. Und ich weiß nicht, ob sie unrecht haben, so zu denken; denn ihre Leser fürchten sich vor Vertiefung

3 Alexis de Tocqueville: Über die Demokratie in Amerika. Zweiter Teil. Aus dem Französischen neu übertragen von Hans Zbinden. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1962. (= Alexis de Tocqueville. Werke und Begriffe. 2.)

4 Ebenda, S. 21.

5 Ebenda, S. 53.

6 Ebenda, S. 22.

7 Ebenda, S. 53.

ebenso wie sie selbst und suchen in den Schöpfungen des Geistes gewöhnlich nur leichtes Vergnügen und Belehrung ohne Anstrengung.“⁸

Dabei handelt es sich vor allem um eine Kritik von Allgemeinbegriffen, die selten oder nie in Frage gestellt werden, weil und insofern sie dem gegenwärtigen Selbstverständnis zufolge als „selbst-evident“ gelten. Dabei zeugen solche allgemeinen Begriffe, wie der vielgerühmte Franzose bemerkte,

„nicht für die Stärke, sondern eher für das Ungenügen des Verstandes; denn in der Natur gibt es keine genau gleichen Wesen; keine übereinstimmenden Tatsachen; keine Regeln, die sich unterschiedslos und gleichförmig auf mehrere Dinge zur selben Zeit anwenden ließen. Die allgemeinen Begriffe haben das Wunderbare an sich, daß sie dem menschlichen Geist erlauben, über eine große Zahl von Dingen gleichzeitig rasche Urteile abzugeben; andererseits aber liefern sie ihm immer nur unvollständige Kenntnisse, und was sie ihm dabei an Weite gewähren, entziehen sie ihm an Genauigkeit.“⁹

Nichts ist aber der Pflege der Wissenschaften notwendiger als das Nachdenken¹⁰ („Arbeit am Begriff“, so Max Weber), und

„nichts ist dem Nachdenken weniger günstig als die Welt einer demokratischen Gesellschaft. [...] Jeder ist geschäftig: die einen wollen an die Macht gelangen, die andern Reichtum ergattern. Wo soll man in diesem allgemeinen Wirbel, in diesem ständigen Zusammenprall entgegengesetzter Interessen, in diesem fortwährenden Rennen der Menschen nach Geld die Stille finden, die dem vertieften Forschen des Geistes nötig ist? Wie soll man sein Denken auf irgendeine Sache sammeln, wenn alles ringsum in Bewegung ist und man selbst täglich vom reißenden Strom, der alles mit sich wälzt, fortgetragen und geschaukelt wird?“¹¹

Und weiter heißt es: „Jeder trachtet, sich nun selber zu genügen, und er setzt seinen Stolz darein, sich über alles ihm gemäße Glaubensansichten zu bilden. Die Menschen sind bloß noch durch Interessen und nicht mehr durch Gedanken verbunden, und es ist, als seien die Anschauungen der Menschen nur noch eine Art Gedankenstaub, der in allen Richtungen durcheinanderwirbelt, ohne sich ballen und setzen zu können.“¹²

Das ist eine sehr präzise Beschreibung der wesentlichen Elemente jener Überzeugungen und neuen Lebensverhältnisse, in denen sich der Laie als Bürger einzurichten beginnt: Bezweiflung aller traditionellen Autoritäten, Emanzipation und Selbstautorisierung, Subjektivierung aller Wahrheitsansprüche, anti-institutioneller

8 Ebenda, S. 29.

9 Ebenda, S. 25.

10 Vgl. ebenda, S. 54.

11 Ebenda.

12 Ebenda, S. 19.



Affekt, Anpassung an die Herrschaft der öffentlichen Meinung, Kritizismus, Nörgelei, Unzufriedenheit (Neid), Desinteresse an Ideen, Schaumschlägerei und Hang zur Selbstdarstellung (Selbstvermarktung), Vorliebe für Events und Sensationen, Differenzierungsverlust (Gleichmacherei), Toleranz als Gleichgültigkeit, Orientierung an der „Normativität des Faktischen“ (Effizienz, Nützlichkeit). Zum Experten seiner selbst wird der moderne Laie aber erst im Prozess eines beschleunigten sozialen Wandels und der damit einhergehenden Erfahrungsverluste. Diese bemerkenswerte und in sich widersprüchliche Karriere des Laien möchte ich mit einigen kräftigen Strichen darstellen.

Der Laie als Bürger

Als sich der moderne bürgerliche Lebensstypus bildete, der sich als etwas Selbständiges und in sich Gefestigtes darstellt, ging der Bürger dazu über, die Lehren der Kirche, soweit sie das menschliche Leben betreffen, zu ignorieren.¹³ Es genügt ihm nun, sich auf seine eigene Lebenserfahrung zu verlassen und die Grundsätze zu befolgen, die sich bewährt haben. Dazu gehört neben seinem sichtbaren Erfolg in der Wirtschafts- und Arbeitswelt (ökonomische Selbständigkeit)¹⁴, der wachsenden Teilhabe am politischen Geschehen (Wahlrecht) sowie der Fähigkeit, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen (Immanuel Kant), insbesondere auch die Erfahrung eines Rückhalts in dem mit anderen Bürgern geteilten Hintergrundwissen über die Verlässlichkeit einer sozialen Ordnung und die Möglichkeit, sich in ihr orientieren zu können. Das Wirtschafts- und Bildungsbürgertum bezieht seine eigenen, autonomen Werte (Ehrbarkeit) aus einem gemeinsam geteilten Erfahrungsraum und einer „repräsentativen Kultur“, die die Auswahl der für kulturbedeutsam erachteten Selektionskriterien regelt und damit Evidenzen und Plausibilitäten sowie Exklusions- und Inklusionsargumente der unterschiedlichsten (und oft genug höchst problematischen) Art bereitstellt.

Das „soziale Kapital“ moralischer Autonomie beruht in der bürgerlichen Gesellschaft also ganz entscheidend auf dem Glauben in und dem Vertrauen auf die bürgerliche Kultur und ihre Institutionen, die mitsamt ihren Ideen, Weltanschauungen, Ideologien und ihrer wissenschaftlichen Weltsicht gemeinsame Maßstäbe der Beurteilungsfähigkeit und den Kanon eines gemeinsam geteilten Wissensbestandes hervorbringen und institutionell stabilisieren. Aber auch die bürgerlichen Kompetenzen reimen sich auf Grenzen. In zunehmendem Maße wird im Gefolge sozialer Differenzierungsprozesse (Arbeitsteilung, Industrialisierung, Internationalisierung) und eines beschleunigten sozialen Wandels deutlich, dass es Menschen gibt, die über Wissen verfügen, das wir selber nicht haben, auf das wir aber angewiesen sind,

13 Vgl. Bernhard Groethuysen: Die Entstehung der bürgerlichen Welt- und Lebensanschauung in Frankreich. 2 Bde. Hildesheim; New York: Olms 1973. (= Philosophie und Geisteswissenschaft. 4.)

14 Vgl. Helmut Schelsky: Der selbständige und der betreute Mensch. Politische Schriften und Kommentare. Stuttgart: Seewald [1976].

sobald wir es mit Fragen zu tun bekommen, die unsere Kompetenzen überschreiten. Die „intellektualistische Rationalisierung“, die mit dem Säkularisierungsprozess einhergeht, führt daher keineswegs zu einer besseren Kenntnis der eigenen Lebensbedingungen, sondern gerade umgekehrt zu einer wachsenden Entfremdung von der eigenen Erfahrung und der notwendigen Angewiesenheit auf die Erfahrung Anderer. Diesen Entfremdungsvorgang hat Max Weber eindringlich geschildert:

„Machen wir uns zunächst klar, was denn eigentlich diese intellektualistische Rationalisierung durch Wissenschaft und wissenschaftlich orientierte Technik praktisch bedeutet. Etwa, daß wir heute, jeder z. B., der hier im Saale sitzt, eine größere Kenntnis der Lebensbedingungen hat, unter denen er existiert, als ein Indianer oder ein Hottentotte? Schwerlich. Wer von uns auf der Straßenbahn fährt, hat – wenn er nicht Fachphysiker ist – keine Ahnung, wie sie das macht, sich in Bewegung zu setzen. Er braucht auch nichts davon zu wissen. Es genügt ihm, daß er auf das Verhalten des Straßenbahnwagens ‚rechnen‘ kann, er orientiert sein Verhalten daran; aber wie man eine Trambahn so herstellt, daß sie sich bewegt, davon weiß er nichts. Der Wilde weiß das von seinen Werkzeugen ungleich besser. Wenn wir heute Geld ausgeben, so wette ich, daß, sogar wenn nationalökonomische Fachkollegen im Saale sind, fast jeder eine andere Antwort bereit halten wird auf die Frage: Wie macht das Geld es, daß man dafür etwas – bald viel, bald wenig – kaufen kann? Wie der Wilde es macht, um zu seiner täglichen Nahrung zu kommen, und welche Institutionen ihm dabei dienen, das weiß er. Die zunehmende Intellektualisierung und Rationalisierung bedeutet also n i c h t eine zunehmende allgemeine Kenntnis der Lebensbedingungen, unter denen man steht. Sondern sie bedeutet etwas anderes: das Wissen davon oder den Glauben daran: daß man, wenn man n u r w o l l t e, es jederzeit erfahren k ö n n t e, daß es also prinzipiell keine geheimnisvollen unberechenbaren Mächte gebe, die da hineinspielen, daß man vielmehr alle Dinge – im Prinzip – durch B e r e c h n e n b e h e r r s c h e n könne. Das aber bedeutet: die Entzauberung der Welt.“¹⁵

Die soziale Reichweite der praxisvermittelten Weltkenntnis, also unserer Primärerfahrungen, schrumpft. Den Schwund dieser Vertrautheit müssen wir in der Erfahrung unserer Abhängigkeit von der Erfahrung anderer (Experten) kompensieren.¹⁶ Die entscheidende Frage ist nun, ob sich unser Vertrauen in die Kompetenz Anderer rechtfertigen lässt, das heißt, ob und inwieweit die Institutionen, Einrichtungen und Berufe, denen wir unser Vertrauen schenken, dieses Vertrauens auch würdig sind. Der Zweifel ist nicht nur die Mutter der Erkenntnis, er nagt auch an den Fundamenten einer bürgerlichen Ordnung, die das Problem der Herrschaft des Menschen über seinesgleichen nicht stilllegen kann. Wir haben es hier mit einem Vorgang zu

15 Max Weber: Wissenschaft als Beruf [1919]. In: M. W.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen: Mohr 1922, S. 524–555, hier S. 535–536.

16 Vgl. Hermann Lübbe: Erfahrungsverluste und Kompensationen. Zum philosophischen Problem der Erfahrung in der gegenwärtigen Welt. In: Der Mensch als Orientierungswaise? Ein interdisziplinärer Erkundungsgang. Freiburg; München: Alber 1982. (= Alber-Broschur Philosophie.) S. 145–168.



tun, der für den moralischen Standpunkt des gebildeten Laien geradezu konstitutiv ist: weil der Bürger überzeugt war, seine eigene Moral¹⁷ gefunden zu haben, erklärt er die Religion zur Sache der Geistlichen – auf der einen Seite seine Welt, in der er alles bedeutet (Selbstautorisierung), auf der anderen Seite die andere Welt, deren Wächter die Geistlichen sind. Moralfragen werden zunehmend von der Religion entkoppelt. Frömmigkeit und Religiosität gehen nun getrennte Wege. Der gebildete Laie liegt ständig auf der Lauer, um die Schwächen der Geistlichen (später: der Gebildeten selbst) aufzuspüren. Sein Vorbehalt gegenüber Experten und Autoritäten richtet sich bald auch gegen jene (bürgerlichen) Institutionen (anti-institutioneller Affekt), die das Fundament seiner bürgerlichen Lebensführung bilden.

Hier bereits beginnt die doppelte Moral des Laienbürgers als Spezialist in eigener Sache sich durchzusetzen. Man sieht den Balken im eigenen Auge nicht mehr. Mit sich selbst und seinesgleichen ist man nachsichtig, Autoritäten und Institutionen aber werden scharf beargwöhnt. Selbst das Expertentum wird (zunächst den Priestern, dann allen Experten) bestritten, denn sind sie nicht in der Regel oft ungebildeter (unpraktischer, inkompetenter) als die Laien selbst?

Der Wissenschaft gelingt es nicht, eine einheitliche Weltsicht durchzusetzen. Die bereits im 19. Jahrhundert beginnenden und weit in das 20. hineinreichenden Versuche, das aufgestöberte Durcheinander von allen Ideen und Motiven aus allen Zeiten und Windrichtungen so zu ordnen, dass man es von einer Wissenschaft aus organisieren könnte, scheitern. Eine solche „Schlüsselattitüde“ (Arnold Gehlen) kann keine Wissenschaft mehr für sich beanspruchen (Friedrich Tenbruck: Fortschritt der Wissenschaft als Trivialisierungsprozess). Gesamtschau, Weltinterpretation, einleuchtende Handlungsanweisungen werden nicht mehr gegeben und dementsprechend auch nicht mehr erwartet. Die Spezialisierung der Wissenschaften führt zu spezialisierten Fachsprachen mit eindeutig charakterisierten Sachverhalten auf umschriebenem Gebiet. Was es aber nicht mehr gibt, ist eine querlaufende, eine übergeordnete und alle Einzelgebiete umgreifende Sachsprache mit Zustimmungszwang. Damit scheint die Trennung des Fachmanns vom Laien endgültig zu sein. Aber der Schein trügt. Denn der Zusammenhang aller Wissenschaften besteht nicht mehr in den Köpfen, es sind längst nicht mehr die Ideen, die Gemeinsamkeiten stiften. Der Zusammenhang besteht in der gesellschaftlichen Praxis selbst, „dort aber ist er so durchdringend wie Sauerstoff“.¹⁸ Der Streit der Worte lässt sich umgehen, der ideologische Kampf vermeiden, wenn man sich selbst zum einzig maßgeblichen Experten erklärt und den Glauben an Dogmen und Wahrheiten durch das Bekenntnis zu Marken und Trends ersetzt.

17 Vgl. Groethuysen, Die Entstehung der bürgerlichen Welt- und Lebensanschauung in Frankreich.

18 Arnold Gehlen: Über kulturelle Kristallisation. In: A. G.: Studien zur Anthropologie und Soziologie. Neuwied; Berlin: Luchterhand 1963, S. 319–320.

Entbürgerlichung, Entgrenzung, Differenzverlust

Die gegenwärtige Gesellschaft ist eine Gesellschaft der Bürger, aber längst keine bürgerliche Gesellschaft mehr. Man hat das Bürgertum als soziale Klasse verabschiedet, als geistiger Orientierungsrahmen hat das Bildungsbürgertum inzwischen ausgedient. Nachdem zunächst der Stand und dann die Gruppe ihre Prägekraft verloren haben, sind auch die beruflichen und die privaten Rollen der Arbeitsteilung kaum mehr in der Lage, Identität zu geben. Man ist nicht mehr, was man in vordefinierten Zusammenhängen darstellt, sondern muss selbst darstellen, was man ist. Das inzwischen subjektivierte und substantivierte „Selbst“ darf als unbeabsichtigte Nebenfolge jenes lang anhaltenden und scheinbar immer noch nicht an sein Ende gekommenen Prozesses betrachtet werden, den wir Enttraditionalisierung oder „Modernisierung“ nennen. Wie andere moderne Entwicklungsbegriffe auch (Verselbständigung, Personalisierung, Individualisierung, Subjektivierung etc.) verweist der Begriff auf ein nur selten kritisch hinterfragtes Verständnis der Gegenwart, die als permanentes Durchgangsstadium zu einer offenen Zukunft hin beschrieben wird. Die dem eigenen Selbst zugeschriebenen charismatischen Qualitäten, die durch Akklamationen des eigenen Ichs bestätigt werden, beruhen auf einer Begeisterungsfähigkeit für Erlebnisse und in der Erfahrung des eigenen Selbst. Das oftmals damit verbundene „hemdenknopfsprengende Selbstbewusstsein“ lässt sich durch nichts und niemanden in der gegenseitigen Anerkennung heterogener Meinungen (Opportunismus) erschüttern. Im bekenntnisartigen Verzicht auf Ideen wächst die Orientierungslosigkeit in einem für spätmoderne Gesellschaften typischen Prozess forciert Individualisierung, der zu einer Auflösung traditioneller Bindungen, zu Entdifferenzierung, zum Bedeutungsschwund etablierter Institutionen und zu einer Verschiebung von Formaten für die Zurechenbarkeit von Handlungen führt. Nur in einer individualistisch aufgelösten Gesellschaft konnte das ästhetisch produzierende Subjekt das geistige Zentrum in sich selbst verlegen und ihm die ganze Last aufbürden, die sonst in einer sozialen Ordnung in verschiedenen Funktionen hierarchisch verteilt und institutionell bewehrt war.

Aus der Not einer zunehmenden Isolierung entsteht die Geneigtheit, so verwechselbar zu sein wie die homogenisierte soziale Umwelt. Je mehr sich die Besonderheiten der gesellschaftlichen Schichtung verlieren, desto mehr wird nach dem Unverwechselbaren in solchen Eigenarten gesucht, die sich aber sogleich wieder als Allgemeinheiten entpuppen. Dies führt zu einem permanenten Wechselspiel zwischen Abgrenzungsversuchen (Besonderungen) und Differenzvernichtungen. Die selbstverständliche Anerkennung jedweden Spezialisten- und Fachmenschentums (Max Weber) kann unter diesen Umständen immer seltener erbracht werden. Welcher Lehrer möchte noch als „Autorität“ gelten, welche Mutter ist nicht stolz, wenn man sie für die ältere Schwester ihrer Tochter hält? Und selbst die Priester tarnen sich heute als Laien. Dadurch wird der Schein der „Entideologisierung“ und „Herrschaftslosigkeit“ verstärkt. Es entsteht die Vorstellung, alle Autoritäten hätten sich dem Pragmatismus und der Philosophie der Nützlichkeit verschrieben. Es entsteht



der Eindruck von spannungslosen, nicht-ideologisch motivierten Verhaltensweisen, einer nüchternen, illusionsfeindlichen und anti-ideologischen Tendenz.

Die Relevanz, die heute der subjektiven Erfahrungsdimension zugesprochen wird, beschleunigt die Hybridisierung und Verflüssigung kultureller Rahmungen. Die Medialisierung der Kultur hat zu einer unübersehbaren Vielfalt sogenannter Medienberufe geführt, deren Besonderheit ihre überwältigende Unspezifik ist. Der Kulturschaffende von heute malt nicht nur oder spielt Fagott, sondern er organisiert Events, er setzt Trends, positioniert neue Marken, wirkt als Kommunikationstrainer, verhilft zu einer neuen Körperkultur, kurzum: vor unseren Augen vollzieht sich eine komplette „Verwellnässerung“ des Kulturbetriebes, der, ehemals als bildungsbürgerliches Spielfeld normativ reguliert, heute zur Popkultur erweitert wird und jedem scheinbar mühelos offensteht. Aber das ist, bei genauerem Hinsehen, eine leicht zu durchschauende Täuschung. Denn auch hier geht es, wie überall, um die Etablierung von „Expertise“, die des Mediums der Anerkennung bedarf. Fast jeder könnte Klangschalentherapeut sein, aber nur in ganz bestimmten „Sozial- und Wissensmilieus“ finden sich die entsprechenden Chancen einer (nicht nur) finanziellen Anerkennung. Bemerkenswert für die gegenwärtige wissenssoziologische Analyse dieses Vorgangs ist, dass sie nahezu ausschließlich die Seite der Konsumenten behandelt, auf die Frage nach den Produzenten aber schweigt. Nur selten wird nach Erklärungen für diese Veränderungen gesucht: es sind in der Regel prosaische, unerfreulich handfeste Erklärungen. Man muss die Interessen zur Sprache bringen, man darf sich mit der Seichtigkeit einer wissenssoziologischen Alltagsdarstellung, die auf nichts anderem als der Seligpreisung des Zeitgeistes und einer Bestätigung der Normativität des Faktischen beruht, nicht abspesen lassen. Wir haben uns abgewöhnt, Kritik zu üben, beschwören das Glück der kleinen Lebenswelten und übersehen die Dummheiten, die dazu führen, dass vor unseren Augen die Institutionen ruiniert werden. Man muss kein Marxist sein, um zu sehen, dass die einzig wichtige Frage immer noch die ist, wer von den Veränderungen, die wir beobachten können, profitiert.

Die „Antiquarisierung“ von Klassikern, das Desinteresse an der Fachgeschichtsschreibung und die Entprofessionalisierung eines disziplinären Kanons haben jene „Diskurse“ befördert, die über die Grenzen einzelner Fachwissenschaften hinausreichend dem Zauberwort „Kulturwissenschaft“ zum Durchbruch verholfen haben, mit dem alle fachlichen und professionellen Präzisierungen obsolet werden. Differenzierungsgewinne sind nicht mehr erwünscht, da sie die öffentliche Kommunikation erschweren. Wer wahrgenommen werden will, kann sich auf die kleine Schar anderer Spezialisten nicht beschränken. Da er im Medium einer erweiterten Öffentlichkeit handelt, poliert er seinen Internet-Auftritt und ist stark an Selbstvermarktung interessiert. Begriffe wie inter- und transdisziplinär markieren den begeisterten und vollständig kritiklos hingenommenen Differenzierungsverlust des wissenschaftlichen Spezialistentums in den Geistes- und Sozialwissenschaften.

Kurzum: der Trivialisierung der Wissenschaften¹⁹ folgt die Banalisierung aller Sinnangebote auf dem Fuße.

Die Re-Amateurisierung des Expertentums vollzieht sich in der Beschreibung eines hochgradig individualisierten Menschentypus, der sich den dogmatischen Lehrsätzen und Machtansprüchen nicht nur der Kirchen und der Theologen, sondern aller Autoritäten und Institutionen konsequent entzieht, um seine eigenen (spirituellen) Bedürfnisse in eigener Verantwortung und aufgrund sich selbst zugesprochener Kompetenz auf individuelle Art zu befriedigen. Zum Experten seiner selbst wird der Laie vor allem durch „Techniken der Selbstverzauberung des Ich“. Die Produktion von Sinn erfolgt dabei insbesondere im abgeschlossenen Handlungskreis vielfältiger Freizeitbeschäftigungen. Für das „Selbermachen“ (vom Gartenhaus bis zur eigenen Religiosität) gibt es nicht nur ökonomische Gründe, es ist auch der Versuch, eine größere Erfahrungsdichte selber herzustellen.

Der Laie als Experte

Die Re-Amateurisierung des Expertentums entspricht gleichsam einer Demokratisierung der Ketzerei, die dazu geführt hat, dass die widersprüchlichsten und konträrsten Meinungen neben- und miteinander vertreten werden können. Niemanden scheint es dabei ernstlich zu stören, dass es, wenn alle Recht haben, kein Unrecht geben kann, dass die Logik ausgespielt hat, wenn alles wahr ist, und letztlich alles gleichgültig wird, wenn alles gleich gültig ist. Dieser Opportunismus, der unter dem Namen Toleranz firmiert, befördert eine Selbstgerechtigkeit von Heiligen der letzten Tage, die alles für möglich halten und sich selbst für einmalig. Die Ausnahme wird zur Norm und alle Normen zu Ausnahmeregeln. Wer Differenzen einfordert, also darauf beharrt, dass es Unterschiede gibt, kommt ethisch nicht in Betracht und hat es schwer, in einer Diskussion überhaupt ernstgenommen zu werden.

In immer dichter Folge erleben wir heute Wellen der Eigentlichkeit und der Ganzheitlichkeit; in immer kürzeren Abständen folgen die Moden der Freizeit-, Event-, Spaß- und Erlebniskultur. Auffallend ist jedenfalls, dass fast alle Gesellschaftsdiagnosen, die heute in Umlauf sind, mit Globalansprüchen operieren und zugleich eine starke subjektive Komponente aufweisen. So sind wir gleichzeitig davon überzeugt, dass sich die Menschen einerseits in der Massengesellschaft immer ähnlicher werden, andererseits aber durch einen Vorgang, den wir Individualisierung nennen, sich immer stärker voneinander unterscheiden. Die von der Soziologie vorgestellte Wirklichkeit erscheint so im Gewand einer „Welt als Wille ohne Vorstellung“ (Niklas Luhmann); sie betont nicht nur die Verbindlichkeit des Unverbindlichen, sondern auch die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen und befördert damit – gewollt oder ungewollt – eine „Himmelfahrt des Wortes über den Bereich des Tatsächlichen“

19 Vgl. Friedrich H. Tenbruck: Der Fortschritt der Wissenschaft als Trivialisierungsprozeß. In: Wissenschaftssoziologie. Studien und Materialien. Herausgegeben von Nico Stehr und René König. Opladen: Westdeutscher Verlag 1975. (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 18.) S. 19–47.



(Theodor W. Adorno). Dass das „Problem der Werte“ etwas mit Kommunikation, also mit unseren Begriffen und der Medialisierung unseres Bewusstseins zu tun hat, ist unmittelbar evident. Eckhard Henscheid hat diesen Zusammenhang treffend beschrieben: „Kommunikation: Ein, ja *das* Zauberwort und anscheinend der trübe Rest dessen, was von der christlichen Kommunion und vom sozialistischen Kommunismus verblieben ist: im wesentlichen also das Kabelfernsehen“.²⁰ Das Zitat verweist bereits auf wesentliche Bestandteile des „Banalisierungsprozesses“: die Neutralisierung ehemals für bedeutsam gehaltener Überzeugungen, die Enthierarchisierung insbesondere von etablierten Wissensbeständen (Kanonbildung), die Entdifferenzierung im Sinne von Vergewöhnlichung (Aufhebung von Unterscheidungskriterien).

In dieser Situation ist das einzig Sichere die Unsicherheit. Unwissen wird zur Macht und Unkenntnis führt zum Erfolg, Regeln werden zur bloßen Geschmackssache. Ein solcherart „aufgeklärter“ Zeitgenosse, der sich in seinem Geschmacksurteil über alles und jedes mit seinem Nachbarn einig weiß, ist inzwischen nicht nur für die Wissenschaft zu einer uneinnehmbaren Festung geworden. Und wer mit einer „Einheitlichkeit der Lebensführung“ überhaupt noch rechnet, stößt im Opportunismus des ständig neu Geltenden an seine Grenze. Denn das selbstbewusste Ich, das sich um Differenzen gleichwelcher Art nicht kümmert, zeigt an der Außenwelt nur wenig Interesse. Es ist nicht „bindungslos“, aber seine Ansprüche nach Bindungen werden unter Bedingungen formuliert, die unstabil sind. Unter der Überschrift: „Die Epoche des ‚zufriedenen jungen Herrn‘“ hat José Ortega y Gasset²¹ diesen neuen Verhaltenstypus als das Hätschelkind der menschlichen Geschichte beschrieben, der nichts als Erbe ist. Der zufriedene junge Herr, so Ortega, sei ein Mensch, der zur Welt gekommen ist, um das zu tun, wozu er Lust hat. Die Grundtatsache in seinem Dasein sei der Unernst, das Handeln im Scherz. Das, was er macht, macht er „als ob“. Er liebt nichts wirklich, sondern lebt aus einer Ethik der permanenten Entrüstung. Es erscheint ein Menschentypus, der darauf verzichtet, Gründe anzugeben, der sich schlichtweg entschlossen zeigt, seine Meinung und seinen Lebensstil durchzusetzen, und damit zunehmend mit Erfolg rechnen kann. Man muss mit der eigenen Meinung schnell fertig und fix zur Stelle sein, wenn man mitreden will. Eine solche Beweglichkeit ist aber am schnellsten dann zu gewinnen, wenn man sich der Meinung Anderer – mit geringen ästhetischen Variationen und kleinen, individualitätsunterstreichenden Randbemerkungen – anschließt. Die heutige Gewohnheit zu sagen: das ist meine persönliche Meinung, aber vielleicht ist sie falsch, gehört geradezu zum Basisbestand dieses modernen Irrationalismus. Denn wenn ich sage, dass meine Meinung vielleicht falsch ist, sage ich nichts anderes als:

20 Eckhard Henscheid: Dummdeutsch. Ein Wörterbuch. Beträchtlich erweiterte Neuausg. Stuttgart: Reclam 1993. (= Universal-Bibliothek. 8865.) S. 134.

21 Vgl. José Ortega y Gasset: Der Aufstand der Massen. Aus dem Spanischen von Helene Weyl, Ulrich Weber, Curt Meyer-Clason und Helma Flessa. Wesentlich erweiterte und aus dem Nachlass ergänzte Neuausg. Berlin; Darmstadt; Wien: Deutsche Buch-Gemeinschaft 1960.

das ist nicht meine Meinung. Die moderne Gewohnheit zu sagen: jeder hat eine andere Philosophie, dies ist eben meine und sie passt mir, ist logisch betrachtet purer Unsinn. Niemand hat je eine Philosophie entworfen, so meinte Gilbert Keith Chesterton, dass sie einem Menschen passt. Ein Mensch kann ebenso wenig eine Philosophie besitzen wie eine Privatsonne oder einen Privatmond. Die Vorstellung, dass man andere vor seinem eigenen Selbst verschonen müsse, verwandelt sich in die Aufforderung, sich überall ganzheitlich und voll inhaltlich einbringen zu sollen. Es entsteht ein kulturell dominierendes Selbstverwirklichungsangebot, dem Nähe und Unmittelbarkeit als Werte an sich gelten. Die Suche nach dem wahren Selbst ist daher nichts anderes als eine Selbsterfahrung ohne Welterfahrung, die keine Gegenstände mehr kennt.

Der heutige Irrationalismus ist deshalb keine theoretische Lehre, sondern ein Denkverbot. Nicht, dass wir dieses oder jenes nicht wissen können, ist seine Botschaft, sondern dass wir dieses oder jenes nicht wissen sollen. Für den wissenden Nihilisten gibt es keine Ideen. Die bewusste Bejahung des Nihilismus bedeutet die Rechtfertigung des Lebens durch das Leben selbst (Normativität des Faktischen). Die anti-intellektuelle Haltung des Dynamismus ist der notwendige Ausdruck der totalen Normenleere.²² Das innere Geheimnis der Verbindung der gegenwärtigen Eliten ist ihre vollständige Doktrinlosigkeit. Nicht durch das Bekenntnis zu einer Weltanschauung tritt man in den Bereich der eigentlichen Elite ein, sondern für die Tatsache der Macht dieser Elite selbst. Die richtigen Männer am rechten Platz: das war eine typisch bürgerliche Devise geruhsamer Zeiten. Aber in Zeiten raschen sozialen Wandels kann man auf den richtigen Mann verzichten. Entscheidend ist hier die erfolgreiche Rücksichtslosigkeit.

Die Selbstverzauberung des Ich

Während der Laie als Bürger nur im Geflecht einer durch Institutionen bewehrten repräsentativen Kultur überlebensfähig ist (also nur im Kontext eines gemeinsam geteilten Glaubens), entsteht der Laie als Experte (seiner selbst) nur in einer individualistisch aufgelösten Gesellschaft, deren Institutionen keinen erkennbaren „Leitideen“ mehr zu folgen vermögen. Gerade die Prinzipien des *common sense* beschreiben Überzeugungen, die sich über kulturelle, geschichtliche und sprachliche Besonderheiten hinweg bei allen vernünftigen Menschen finden lassen, die mit gesundem Menschenverstand ausgestattet sind, ein gewisses Alter erreicht haben und in ihrer Gesellschaft als normal und gesund gelten, Geschäftsfähigkeit besitzen und achtbar sind. Was aber geschieht, wenn das Selbstverständliche, das unbefragt Gültige nicht mehr selbstverständlich ist? Was geschieht, wenn niemand mehr über offensichtliche Dummheiten oder Peinlichkeiten, über schlechten Geschmack und intolerierbares Verhalten lacht? Die bürgerliche Vernunft kennt als Prüfverfahren noch den „test by ridicule“: eine Absurdität kann nur so lange vertreten werden, wie

22 Vgl. Hermann Rauschnig: Die Revolution des Nihilismus. Kulisse und Wirklichkeit im Dritten Reich. Zürich; New York: Europa-Verlag 1938, S. 49.



sie eine Maske trägt. Lionel Trilling sagte es noch einfacher: der Bürger habe eine „moral obligation to be intelligent“.

Der Plausibilitätsverlust institutioneller Leitideen (*idée directrice*) ist vor allem das Ergebnis der wachsenden Erlebnisorientierung sozialen Handelns (*event*) in sporadisch entstehenden Konsumentengemeinschaften (Szenen), die sich in der Darstellung ihres eigenen Selbst medial vergesellschafteten (Verbühnung). Dies ist in allen Institutionen zu beobachten, in der Ökonomie, im Kulturbetrieb, in Universität, Paarbeziehungen oder Kirchen. Nur wer konsumbereit ist, ist auch erlebnisfähig, der Selbstgenuss wird als solipsistischer Intimverkehr denkbar. Die „Emotionalisierung“ unseres Urteilsvermögens beruht dabei auf Leerformeln, welche beliebig vom Inhalt her angereichert werden können, aus Emotionshülsen. Mit anderen Worten: das Gefühlsleben selbst wird ein solches zweiter Hand. „Diese sekundären Emotionen sind übrigens in hohem Grade wortfähig und bewußtseinsnah, sie können daher, entlang den Linien der aktuellen Publizität, einen erstaunlichen Aktionsradius erhalten, und in auffallender Weise erstrecken sie sich dann auch in den Bereich moralischer Gefühle.“²³ „Aus immer neuen Gelegenheiten entsteht eine immer neue, aber immer nur occasionelle Welt, eine Welt ohne Substanz und ohne funktionelle Bindung, ohne feste Führung, ohne Konklusion und ohne Definition, ohne Entscheidung, ohne letztes Gericht, unendlich weitergehend, geführt nur von der magischen Hand des Zufalls“.²⁴

Die Selbstermächtigung des religiösen Subjekts verschafft sich vor allem im Trend der Spiritualisierung Ausdruck, verweigert sich der Unterwerfung unter die normativen Vorgaben der institutionalisierten Religion und stellt die eigene religiöse Kompetenz in den Mittelpunkt. Die Menschen reden nicht mehr von Religion, sondern von ihrer eigenen, je besonderen Spiritualität als von Etwas, das allein im Inneren des eigenen Selbst sich ereignet: logisch gesehen ein Unding, in Zeiten eines weit verbreiteten anti-institutionellen Affektes aber höchst plausibel. Im Mittelpunkt dieser Spaß- und Freude-Religion steht das individuelle Wohlbehagen, Schuld, Sünde, Vergebung, Gewissen, Gerechtigkeit, Gehorsam spielen innerhalb der Kirchen, in denen sich ein trivialisierter Laien-Ökumenismus radikal anti-intellektualistischen Zuschnitts etabliert hat, kaum noch eine Rolle. Dieses am speziellen Fall der religiösen Selbstermächtigung entwickelte Modell der „Selbstverzauberung des Ich“ lässt sich auf nahezu alle Lebensbereiche (Schule, Universität, Dienstleistungsgesellschaft, Freizeit, Fitnesskult etc.) übertragen. Entscheidend ist jedoch, dass subjektive Erfahrungen, Präferenzen und Interessen zum Maßstab, Leitfaden und zur Quelle für Weltauffassungen werden. Die einer solchen subjektiv religiösen Erfahrung (Autoreligiosität) entsprechenden Konzeptionen einer gegenwartsori-

23 Arnold Gehlen: Die Seele im technischen Zeitalter. Sozialpsychologische Probleme in der industriellen Gesellschaft. Hamburg: Rowohlt 1957. (= rowohlts deutsche enzyklopädie. 53.) S. 60.

24 Carl Schmitt: Politische Romantik. 2. Aufl. München [u. a.]: Duncker & Humblot 1925, S. 25.

entierten Selbst- und Weltdeutung sind theologie-, also grundsätzlich geistfrei, sie spotten jeder Logik und haben ausschließlich den Reiz des Originellen an sich. Es etabliert sich ein Verständnis von Religion, das mangelnde Urteilskompetenz für einen Ausweis an individueller Varianz und Meinungsfreiheit hält. Möglich ist dies alles, wenn man sich vergewissert, mit welcher Inbrunst die Kirchen (insbesondere in Deutschland) mitsamt der Theologenschaft seit vielen Jahren das Geschäft der eigenen Selbsttrivialisierung betrieben haben.

Frank Schirrmacher hat mit seiner Analyse der „Babyboomer“-Generation wichtige Hinweise auf die sozialen Träger einer von Ideen, Ideologien und Weltanschauungen befreiten, rein nützlichkeitsorientierten Weltsicht geliefert.²⁵ Woher kommt der fast mit Händen zu greifende Hass auf das „bürgerliche Handlungsmodell“ und dessen kulturelle Ideale, warum verkünden Hochschulpolitiker geradezu mit strahlendem Gesicht, dass Humboldt schließlich tot sei, warum darf es in den Gymnasien keine Bildung um ihrer selbst willen mehr geben, wer hat dafür gesorgt, dass die Hochschulen (Universitäten) nichts anderes als die nächsthöheren Schulen zu sein haben und ihre Studiengänge „berufsorientiert“ zu konzipieren sind (von Professoren, die außerhalb der Universität nie gearbeitet haben)? Wer ist dafür zur Rechenschaft zu ziehen, dass wir uns alle nur noch als Konsumenten zu begreifen haben? Vieles spricht dafür, dass die Begeisterung für das eigene Selbst mit dem Bedürfnis einhergeht, Reibungsverluste zu vermeiden, sich den Anderen angenehm und gefällig zu machen. Hilfreich ist dazu die Verwendung möglichst weiter Begriffe, die in der Lage sind, Widersprüche zu überdecken. Emotionalisierung beschleunigt die Erfindung von Bedeutsamkeiten, steigert das Selbstwertgefühl und verhindert Beschämung durch das intellektuelle Mittel der Ironie. Eigenlob stinkt nicht mehr, wenn sich alle auf dem Laufsteg befinden und die Dauerpräsentation des Ich zur sinnstiftenden Tätigkeit geworden ist. Das alles geht einher mit einer zunehmenden Refeudalisierung der Herrschaftsverhältnisse. Der gegenwärtig zu beobachtende „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ hört auf den Namen Netzwerke, die um der Verwirklichung rein ideenloser Interessen willen sich bilden (und deshalb eine Begriffsakrobatik pflegen, die vollständig wirklichkeitsresistent ist). Es handelt sich dabei um Gruppen, die übereingekommen sind, in einer bestimmten Weise zu denken; man könnte sie als weltanschauungsfeindliche (ideenlose) Sekten beschreiben, die sich an bestimmte (modische) Themen anklammern und sich über spezifische Themen, Agenden, Events etc. definieren. Das bringt jeden Sachwiderspruch sofort zum Schweigen. Jeder ist sein eigener Experte auf eigenem Gebiet und für sich selbst: das erlaubt eine ganz wunderbare Harmonie kommunikativer Herrschaftslosigkeit. Netzwerke sind milieuspezifische Kleinwelten ohne Angriffsflächen, ohne Gegner, die nur aus Freunden (Familienersatz) bestehen. Was sich dabei herausbildet, ist eine von beschreibbaren Fähigkeiten und formalen Kompetenzen völlig absehende Elite der Arrivierten, deren leitende Philosophie der Opportunismus ist. Wahr ist das, was man in den sich gegenseitig tolerierenden oder gar nicht erst zur

25 Vgl. Frank Schirrmacher: Der Sturz der Babyboomer. In: FAZ vom 19.2.2012.



Kenntnis nehmenden Teilöffentlichkeiten für wahr hält, Religion ist das, was der Mehrheit frommt, Familie das, was der eigenen Selbstentfaltungsdynamik nützt, die Universität ein Ort zur Verbesserung von Selbstvermarktungschancen, Politik das, was niemanden mehr interessiert. Bedarf es eines Nachweises, warum die flächendeckende Verwendung des Begriffes „Exzellenz“ alles Expertentum vernichtet? Während Aristoteles als Meister der „theoria“ mit Recht davon ausging, dass bestimmte Grundsätze des logischen Denkens von niemandem geleugnet werden können, eine im wahrsten Sinne des Wortes „zwingende“ Argumentation also möglich sei, sieht die gegenwärtige praktische Erfahrung anders aus: der Mensch zieht die Flucht in den Subjektivismus („ich meine aber“) vor, anstatt auf dem Schlachtfeld der Logik unterzugehen. Darf man noch im Gefolge Max Webers die Meinung vertreten, Wissenschaft müsse auch einem Chinesen verständliche Ergebnisse produzieren, ohne des Eurozentrismus geziehen zu werden?

Es scheint, als habe sich die Ignoranz im Gewand der Toleranz gegenüber allem und jedem im Chaos der Beliebigkeiten zur Kulturtechnik entwickelt. Wer keine Idee hat, meinte Chesterton, dem steigt die erstbeste direkt ins Hirn. Wenn alles mögliche gedacht und alles Denkbare auch gemacht werden kann, warum sollte man es dann nicht auch einmal mit dem Gegenteil versuchen? Die Welt ist das, was der Fall ist, von ihr berichtet das Fernsehen und das Internet, die Hinterwelt heißt Kultur, die man hat, aber über die man nicht verfügt. Hinzu kommt: Begriffe sind längst nicht mehr Werkzeuge des Denkens, sondern Signalflaggen zur zeitweisen Konstruktion von Erfahrungs- und Kommunikationsgemeinschaften. Dies führt zu einer Erweiterung und Beliebigkeit der Begriffsräume, die nicht auf Urteilsfähigkeit oder Sprachkompetenz beruhen, sondern auf Zustimmungsbereitschaft im Medium der Öffentlichkeit.

Von einer Rückkehr zur Erfahrung kann daher auch nirgends die Rede sein. Der Erfahrungsbegriff spielt nur dort eine Rolle, wo er durch das Ereignis und das Erlebnis punktuell „eventerzeugt“ hergestellt wird. Auf Langfristigkeit, auf Verstetigung, auf Routinisierung ist er längst nicht mehr angelegt, einer der wesentlichen Gründe dafür, dass ständig von Nachhaltigkeit die Rede ist. Nur so ist es auch zu erklären, dass es keiner prinzipiellen (historischen oder systematischen) Erwägungen mehr bedarf, um den Französischunterricht an den Gymnasien durch Spanischkurse und den Geschichtsunterricht durch das Fach Gesellschaftslehre zu ersetzen. Warum so viele Studierende unbedingt nach Australien wollen, erschließt sich einer bildungsorientierten Argumentation nur, wenn man den Erfahrungsbegriff sehr weit fasst, also Strandleben und Känguruhs mit hinzunimmt. Dass „China die Zukunft“ ist, wissen inzwischen alle Studenten – in welcher Hinsicht das der Fall sein soll (Mangel an demokratischen Strukturen), kann kaum jemand angeben. Was also erzeugt wird, ist ein Gespür für soziale Wünschbarkeiten, die im Tageswechsel sich verändern.

Denn wo die Interessen des von kollektiven und organisatorischen Beherrschungen und Bevormundungen, von sozialen Zwängen und Manipulierungen freien Menschen liegen, braucht man nicht lange zu erörtern. In der neuen „Meconomy“ (Markus Albers) gilt der Grundsatz, dass wir uns selbst wie eine Marke präsentieren, das Hobby zum Beruf machen und den Lebensmittelpunkt dorthin verlegen müssen, wo man am glücklichsten ist. Wir sollen unsere Stärken ausbauen und Dinge, die wir nicht so gerne machen, an andere Experten auslagern, vielleicht sogar an Dienstleister in anderen Ländern. Herr Albers und Andere finden das gut. Einige Wenige weigern sich immer noch, das Leben als einen Baukasten der Möglichkeiten und die Welt als eine bloße Benutzeroberfläche zu begreifen.

Die größte Gefährdung der persönlichen Verantwortung liegt heute aber darin, dass sich die Situationen mehren, in denen der Einzelne seine (privat bejahten) Normen und Verantwortungen sofort aufgibt, sobald er glaubt, damit gegen Erwartungen und Wünschbarkeiten jener Netzwerke zu verstoßen, von denen er sich Förderung und Beförderung erhofft. An die Stelle des persönlichen Gewissens (Rückgrat) tritt die Folgsamkeit gegenüber Kollektivmeinungen. Entscheidend ist die Frage, in welcher Hinsicht und in welchem Umfang unsere gesellschaftlich geteilten Vorstellungen über Religion, Ethik und Moral sich in einer handlungsleitenden Begrifflichkeit niedergeschlagen haben, die – zumeist von den Wissenschaften des Sozialen verwaltet – zu einer Banalisierung der institutionellen Seite des „*forum internum*“ geführt haben. Der Begriff der „Banalisierung“ steht dabei vor allem für die inzwischen flächendeckende, d. h. auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen zu beobachtende Vernichtung von Differenz, die mit einer Grenzverschiebung zwischen den Bereichen des Privaten, der Politik, Wissenschaft und Religion einhergeht (Refeudalisierung ist die andere Seite der gleichen Medaille) und auf einer Verweigerung von begrifflicher Spezifikation, also von Begriffsarbeit, beruht. Im Gefolge der absoluten Herrschaft des „Ich“, die vor allem im Zusammenhang der Medialisierung der Welt auftaucht, erscheint die „Banalisierung“ in Gestalt eines „individualisierten Occasionalismus“ (Schmitt) als Sakralisierung des Alltags und Veralltäglichen des Heiligen einerseits, als fundamentaler Opportunismus (als Verweigerung einer *zurechenbaren Lebensführung*) andererseits.

Die (moralische) Welt, in der wir heute leben, ist daher weitgehend durch eine „Fassaden-Dramaturgie“ (Ödön von Horváth) gekennzeichnet. Der Begriff der Fassade verweist dabei auf etwas Vor-gestelltes, ein Phänomen der Doppelheit, das sich durch das permanente Spiel von Zeigen und Verbergen manifestiert, eine Strategie der Banalisierung, die darin besteht, durch Zeigen zu verbergen. Bloßes „decorum“ ist die mystisch ausgeschmückte „Innerlichkeit“ (die jede „Frömmigkeit“ der Lächerlichkeit preisgibt). Die Raffinierung des auf sich selbst zurückgefallenen Innenlebens ist einer hohen Verfeinerung fähig, und es gibt schon viele Menschen, bei denen ein Gedanke oder ein Gefühl nicht nur als wirklicher Vorgang, sondern als Selbstreiz auftritt, auf den sie wiederum reagieren (Selbstgenuss). In dem Begriff der Mei-



nung, die genau die überzeugungsgestützte Vorstellung ist, hat die Subjektivität es zu öffentlicher und rechtlicher Anerkennung gebracht (Gehlen).

Eine Verwandlung findet nicht statt, sondern wird temporär in den Alltag integriert, man nimmt sich eine Auszeit, man ist dann mal weg, man fährt zu einem Wellness-Wochenende. Der oft bemühte Begriff der Ganzheitlichkeit ist partikularistisch, besteht aus einer Addition verschiedenster Konsumangebote, die sich aus der Perspektive des Einzelnen zu einem Ganzen fügen. Die ideale, kultivierte Persönlichkeit ist durch eine moralisierende Rhetorik von Mehr-Wert, Überschuss und Glaubensstolz oder Überzeugungsreinheit gekennzeichnet. Sie kultiviert fortwährend den Reflexionszustand des „sehr viel mehr und anders als nur“. Hierin steckt viel moralische Arroganz. Je höher das Bildungsideal, umso mehr braucht man die Aura des Außergewöhnlichen, auch und gerade im Bereich der Institutionen. Was sich entscheidend geändert hat, ist nicht nur der Abbau repräsentativer Kultur (Bildungsbürgertum), sondern das vollständige Verschwinden eines kulturellen Kanons, einer Kulturrelite und der klaren Trennung und Differenz zwischen Fachmenschen und Laien, zwischen Urteilsfähigkeit und dem Massengeschmack der Meinungsinhaber. Absonderung von der Alltagswelt, Differenz und Distanz gehören nicht zu den gängigen Spielregeln. In seinem eigenen Bewusstsein glaubt nun ein jeder, selbst der unselbständigste Kopf, souverän zu sein. Der Aberglaube setzt sich durch, als könne ein jeder im eigenen Bewusstsein, wenn schon nirgendwo sonst, Herr im Haus bleiben. Dies, so hatte Hans Magnus Enzensberger²⁶ angemerkt, sei einfach nur schlechte Philosophie, Idealismus in Hausschuhen, reduziert auf das Augenmaß des Privaten.

Ich komme zum Schluss. Die vorstehende Philippika muss sich den Vorwurf gefallen lassen, ein Stück jenes Kulturpessimismus zu sein, über den alle Verächter des Bildungsbürgertums oder der Idee einer „repräsentativen Kultur“ nur noch milde lächeln. Ich glaube, dass man es sich damit ein wenig zu einfach macht. Was wir nötig haben, sind brauchbare (überzeugende, plausible) Analysen unserer gegenwärtigen Situation, die verworrener nicht sein kann. Was wir brauchen, sind Institutionen, deren Leitideen deutlich sichtbar werden. Was wir dringend benötigen, ist eine neue Debattenkultur, die sich dem Talkshow-Format entschieden verweigert. Was wir uns ganz dringend wünschen, ist der Mut zum Widerspruch. Wären wir Kulturpessimisten, so würden wir fragen: nach uns die Sintflut? Da wir aber (an der Seite des Kabarettisten Georg Schramm) unverbesserliche Optimisten sind, stellen wir lieber fest: wir sind die Sintflut! Denn in dieser Einsicht steckt vielleicht auch der Antrieb zur Verbesserung (nicht nur) unserer Denk-Verhältnisse. Oder, in den Worten Tocquevilles: „Man darf sich also nicht in Sicherheit wiegen, indem man denkt, die Barbaren seien noch weit von uns entfernt; denn gibt es Völker, die sich

26 Vgl. Hans Magnus Enzensberger: Einzelheiten I. Bewußtseins-Industrie. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1964. (= edition suhrkamp. 63.) S. 7.

das Licht aus den Händen reißen lassen, so gibt es andere, die es mit ihren Füßen selbst zertreten.“²⁷

27 Tocqueville, Über die Demokratie in Amerika, S. 60.